

Kultur in Berlin

Bitte keine Umwege

Tiere gehören zur Familie



KOMMENTAR

Sookee ist Musikerin und bekannt für feministischen Rap. 2017 veröffentlichte sie den Song „Queere Tiere“. Sie engagiert sich gegen Trans- und Homophobie.

„Wenn plötzlich alle schwul sind, dann stirbt die Menschheit aus.“ Solche und ähnliche Aussagen waren 2016 für mich Anlass, den Song „Queere Tiere“ zu schreiben. Der genannte Satz zeugt von massiver Unkenntnis über queeres Leben. In dem Lied nehme ich den Umweg über das Tierreich, um queer- und transfeindlichen Menschen den heteronormativen Wind aus den Segeln zu nehmen. Bei über 1500 Tierarten wurde homosexuelles Verhalten beobachtet und auch die Beispiele für non-binäre Tiere sind zahlreich. Ausgestorben sind sie nicht. Mittlerweile leben wir in einer gesellschaftlichen Phase zermürbender Gleichzeitigkeit. Liberale entwickeln eine Tendenz zum Pink Washing und Konservative bezeichnen sich als *Super Straight* und fantasieren über die Notwendigkeit einer Straight Pride Parade. Das heißt, einerseits ist Queerness so weit im Mainstream angekommen, dass die LGBTQIA+-Community als Gruppe potenzieller Käufer*innen im Kapitalismus adressiert wird, andererseits bäumen sich transfeindliche Feministinnen (TERFs) und Heteros zu Fundamentalist*innen auf. Insofern ist jedes queere Engagement nach wie vor unabdingbar, zumal wir Queers ja auch je nach Herkunft, Einkommen, Privilegierung sehr unterschiedliche Lebensrealitäten in der Gesellschaft haben.

Ich frage mich inzwischen, ob man über das Stöckchen queerfeindlicher Argumente springen sollte. Soll man wirklich über die Existenz von trans Fischen und schwulen Pinguinen das Dasein von queeren- und trans Menschen rechtfertigen? Zunächst einmal könnten wir Tiere nicht ausbeuten und verspeisen, und sie stattdessen als unsere Freunde und Mitglieder unserer Wahlfamilien betrachten. Viele Queers, die Ablehnung in ihren Herkunftsfamilien erfahren haben, wissen, wie wichtig Freund*innen und Vertraute als selbstgewählte Familien sind. Den Hund als besten Freund des Menschen zu zelebrieren, ist nichts, was cisgeschlechtliche und heterosexuelle Menschen exklusiv für sich beanspruchen können. Insofern plädiere ich sieben Jahre nach dem Song „Queere Tiere“ dafür, Tiere als Teil der queeren Familie zu sehen – ohne Sexualisierung, aber mit umso mehr Verbundenheit und Herzenswärme.



Hund und Herrchen. Josip Novosels Bild „Mysterios“ ist Teil seiner Ausstellung „The Good Boi“.

Ausstellung „The Good Boi“ Vielleicht bin ja ich der Hund?

Von Laura Ewert

Gerade in der Woche, in der der Dackel eines Mannes, beziehungsweise die Exkremente des süßen Vierbeiners, die Feuilletons bestimmen und so viel über den Umgang mit Abweisung zu erzählen scheinen, hat der Berliner Künstler Josip Novosel seine Ausstellung über Männer und Hunde eröffnet. Genauer gesagt: über schwule Männer und Hunde.

„The Good Boi“ heißt sie. Zu sehen sind zwölf Bilder, auf jedem ein Hund und ein Mann – wobei auf einem der Mann nur in den Augen eines Mopses zu erkennen ist. Wir sehen einen Jogger, ein Ca-

Die Ausstellung

- **Josip Novosel** ist ein kroatisch-deutscher Künstler. Er ist im Süddeutschland aufgewachsen. Er lebt und arbeitet in Berlin.

- Die Schau läuft bis 26. März, Galerie Noah Klink, Kulmer Straße 17, Schöneberg. Di bis Sa 12-18 Uhr.

brio, ein Haustor oder einen nackten Oberkörper am offenen Kamin. Gemalt in Öl. Mit harten Schatten, mal grellem, mal warmen Licht und vielen Haaren. Es ist die erste Ausstellung des Künstlers in der Schöneberger Galerie Noah Klink. Und es geht um viel. Wie kann und darf der schwule Mann leben? Das ist zum Beispiel eine Frage.

Josip Novosel empfängt zum Gespräch in seinem Schöneberger Kiez. Eigentlich wollte er Torte essen im Cafe Kawill, das ein gesellschaftlicher Hotspot der Berliner Schwulenszene zu sein scheint: steife, weiße Sahne, roter Samt und Kännchen. Bei Kuchen wird Novosel emotional. Doch es scheint

jetzt auch nicht genügend Bürgerlichkeit in ihm zu sein, um auf die Idee zu kommen, einen Tisch zu reservieren – kein Platz frei. Also spazieren wir durch den Kiez. Novosel nennt ihn „reproduktionsfrei“.

Die Bilder sind „camp“

Novosel ist fast 35 Jahre alt, hat Fotografie und Bildhauerei studiert, er malt und zeichnet. Die „taz“ bestätigte seiner Kunst eine gewisse Humorlosigkeit, aber das kann ja wirklich nur der Beweis für das Gegenteil sein. Im Gespräch mit dem großen Mann, der eine Metallplatte in Hundeknochenform um den Hals trägt, ähnlich denen, die US-Soldaten haben, um bei Tod geteilt zu werden, präsentiert er zu fast jedem Zug an der Zigarette eine neue Aussage zu seiner Kunst. Er sei ein Konzeptmaler. Seine Arbeiten bezeichnet er als abtrünnig, erwachsen, durchweg positiv, camp, intim, aber sehr fern. Und sehr abstrakt, so wie die Liebe auch.

Es ist unklar, ob irgendetwas davon stimmt. Natürlich geht es in seinen Bildern, an denen er in den letzten Monaten gemalt hat, um Einsamkeit. Um Sehnsüchte. Es geht um Dominanz, um bedingungslose Liebe, die totale Unterwerfung. „Vielleicht bin ja ich der Hund?“ Wir laufen vorbei an Geschäften mit Lederuniform und Sneakerfetisch-Outfit. „Welcher Typ bin ich?“ fragt Novosel.

Ein Hund gegen die Einsamkeit

Immer wieder kommen uns schwule Männer mit Hunden entgegen. Das scheint wirklich ein Ding zu sein. „Der Hund als Halt, als „Schutz vor dem Alleinsein“, bellt Novosel leise in den Rauch hinein. Der teure, reine Hund ist auch Statussymbol, für die, die es geschafft haben wollen; so wie er Insigne der Macht in der Kunstgeschichte war. Er sei schon auch ein Voyeur, sagt Novosel, aber er wolle nicht urteilen. „Ein paar mehr mögliche Rollen für Schwule wären aber schon schön.“

Es geht ihm vor allem um Lebensmodelle als Homosexueller mit steigendem Alter und die vermeintliche Spielfähigkeit. Die Zerrissenheit zwischen dem Wunsch nach Sicherheit und Freiheit. Als schwuler Künstler muss man sich ja doppelt von Konventionen befreien. Und sucht dabei natürlich auch nach etwas, das gelten kann. Dann kommen wir an der Gay-Bar Bull entlang, wo vor allem die Leistung zähle, so Novosel. Stundenlang.

Novosel bestreitet natürlich, dass er hier eine Identitätssuche gemalt habe. Selbstreferenziell seien seine Bilder, doch nicht identitätssuchend. Aber in der Beschäftigung mit diesem Tier, das wie kaum eines für Sesshaftwerdung steht – oder auch für Weichheit und Unterdrückung – hat er sehr berührende Bilder geschaffen, die davon handeln, was der Mensch sein kann und dass er die Fähigkeit hat, sich mit Abweisung immer wieder zu arrangieren.